

Nur jenes Erinnern ist fruchtbar,
das zugleich an das erinnert,
was noch zu tun ist.“
(Ernst Bloch)

Vorspiel

Wenn wir in den Sternenhimmel schauen, blicken wir in die Vergangenheit. Wenn uns das Licht der Sterne heute erreicht, hat es bereits unvorstellbar riesige Entfernungen zurückgelegt, es kommt von Sternen, die heute vielleicht gar nicht mehr existieren. Und dennoch berührt uns ihr Funkeln und Leuchten; unzählige Dichter haben ihre Pracht besungen.



Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt? Weißt du, wieviel Wolken gehen weit hinüber alle Welt? Gott, der Herr, hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl, an der ganzen großen Zahl.

(Wilhelm Hey, 1789-1854)

Die Briefe meiner Eltern an meine Großeltern sind das einzige handgreiflich Sichtbare, was mir heute von meinen Eltern geblieben ist: Briefe, von ihnen selbst geschrieben; Papier, das sie selbst in der Hand gehalten haben; Ansichtskarten, die sie selbst ausgewählt haben; Schriftzüge, Sätze, von ihnen selbst gestaltet. Meine Großeltern haben diese Dokumente aufgehoben, 115 an der Zahl. Diese klare Begrenzung unterscheidet sie von

den Sternen am Himmel, die – wie uns das Kinderlied lehrt – nur Gott allein gezählt hat. Weißt du, wie viel Sternlein stehen? Ja, ich weiß es, kann sie zählen, quantifizieren: 84 Briefe, 14 Feldpostkarten, 10 Ansichts- und Bildkarten, 7 Spruchkarten, 1 Telegramm; 91 von meinem Vater an seine Schwiegereltern geschrieben, 4 gemeinsam verfasste Briefe und 20 meiner Mutter an ihre Eltern, davon auffällig viele in den letzten Kriegsmo-naten; dann gibt es außerdem einen Brief meiner Mutter an ihre Freundin Gisela Rosendahl, den diese aufgehoben hat, und schließlich noch einen Brief meiner Mutter an meinen Vater, zu einem Zeitpunkt geschrieben, als beide schon keine feste Postanschrift mehr hatten, den sie in dieser Ungewissheit zu meinen Großel-tern schickte, die ihn aber auch nicht mehr weiterleiten konnten. Außerdem habe ich inzwischen – vom Bun-desarchiv in Berlin zur Verfügung gestellt – eine Kopie des Aufnahmeantrags meines Vaters in die NSDAP mit seiner Unterschrift vom 10.6.1937, also noch vor der Zeit, als er meine Mutter in Hamburg kennen gelernt hat.

Schon wenn ich mir diese Zahlen vor Augen führe, fange ich an zu spekulieren: Was bedeutet die im Ver-hältnis geringe Zahl von Schreiben meiner Mutter an ihre Eltern? Hat mein Großvater sie vielleicht nicht alle aufgehoben? Und wenn ja, warum nicht? War vielleicht das Mitteilungsbedürfnis meiner Mutter an ihre Eltern nicht so groß? Und wenn ja, warum nicht? Hat viel-leicht mein Vater, dessen Eltern schon beide gestorben waren (mein Großvater Robert schon 1934, meine Großmutter Auguste 1939), in meinen Großeltern müt-terlicherseits so etwas wie neue Eltern entdeckt? Man-ches spricht dafür. Und doch, wenn ich so anfangs zu spekulieren, wird mir bewusst, wie wenig ich wirklich

des alltäglichen Lebens, hinter der Wüstenwanderung der heiligen drei Könige, gibt es etwas, das den ganzen Anstrengungen einen Sinn gibt. Wie die drei Weisen im Stall zu Bethlehem ans Ziel gekommen sind, so steht das Leuchten der Sterne in diesem Sinnspruch für meine Mutter offensichtlich als Symbol für das ganz Andere, für die Erfüllung der Sehnsucht, für das Paradies in der Sprache des Alten oder für die Erlösung in der Sprache des Neuen Testaments. „Per aspera ad astra.“

Und dann gibt es noch einige Fotos, schwarz-weiß oder in dem damals üblichen hellbraunen Ton, und auch diese Fotos sind quantifizierbar: Immerhin sind 89 Bilder von meinen Eltern erhalten geblieben: Von meinem Vater gibt es 12, auf denen er allein fotografiert ist, 4 Fotos, die ihn mit meiner Schwester Birgit zeigen, und ein Bild von ihm mit seinem Schwiegervater. Dann gibt es 9 Bilder des jungen Paares allein und noch einmal 6 Bilder von beiden mit unterschiedlichen Familienangehörigen. Mehr Bilder als von meinem Vater sind von meiner Mutter erhalten: 19 Kindheitsbilder, 13 Fotos aus der Zeit vor ihrer Ehe, teilweise mit unterschiedlichen Freundinnen und Familienangehörigen: dann 11 Bilder von der jungen Frau allein, 12 mit Birgit (eins davon auch mit Ewald) und 2 mit Waltraud. Das einzige Bild, auf dem auch ich auftauche, ist das von meiner Taufe mit Ilse, Ewald und Birgit.

Die Fotos sind den fernen Sternen noch ähnlicher als die Briefe: Die Menschen auf ihnen erscheinen trotz aller gewussten Distanz ganz nah, als schauten sie mich unmittelbar an. Ein Bild zum Beispiel, das um die Verlobungszeit herum 1938 entstanden sein muss: Meine Mutter, ganze 19 Jahre jung, strahlt vor Glück, sie scheint auf den Zehen zu stehen, als wollte sie gleich losrennen, und ihre Freude springt unmittelbar auf mich

über wie das Leuchten eines Sterns. Mein Vater, der sie zart umfasst, schaut ernst und würdevoll drein, aber noch ohne Angst, und auch diese Haltung erscheint mir vertraut.



Ewald und Ilse 1938

Oder ein ganz anderes Licht, das von dem Bild ausgeht, das am Tag meiner Taufe im Oktober 1944 offensichtlich bei einem Fotografen gemacht worden ist und das mir jedes Mal, wenn ich es anschau, die Tränen in die Augen treibt. Da schauen vier Menschen in die Kamera, und außer bei dem kleinen Jungen, der ich selber bin, sehe ich das Grauen des Krieges, sehe ich große Angst hinter ihren Augen, trotz des formal lächelnden Mundes der beiden Erwachsenen (bitte recht freundlich!), nur der Täufling scheint davon noch nicht ergriffen.



Meine Taufe am 22. Oktober 1944

Doch natürlich weiß ich, auch das, was ich in den Bildern sehe, ist nicht sichere Realität, wie sie damals tatsächlich war, sondern meine Wirklichkeit, die ich in die Bilder hineinsehe. Und auch wenn ich mich versuche, ganz in sie hinein zu versenken, rührt mich das Leuchten der fernen Stern-Bilder zwar unmittelbar an, aber wirklich wissen kann ich doch nur sehr wenig über sie.

Neben diesen Dokumenten gibt es dann noch ein paar schriftliche Erinnerungen und Rekonstruktionen in den Veröffentlichungen von Gisela Rosendahl, der Freundin meiner Mutter, es gibt die punktuellen Erinnerungsfetzen meiner Schwester Birgit, die sie inzwischen auch aufgeschrieben hat, und natürlich die – wenn auch sehr fragmentarischen – unterschiedlichen mündliche Überlieferungen von meinen Großeltern zum Beispiel und von meiner Tante, der Schwester meiner Mutter: Geschichten, die sie immer wieder erzählt haben, Bilder, die sie gemalt und gepflegt haben; mündliche Überlieferungen also, die für mich häufig schwer zu entschlüsseln sind, da in ihnen die Aussagen über die Personen, von denen die Rede ist, untrennbar vermischt sind mit den Einstellungen und Perspektiven derer, die von ihnen erzählen. Als Theologe weiß ich, wie wenig wir über den historischen Jesus wirklich wissen können trotz der vielen Geschichten über ihn in den Evangelien; denn wenn die Evangelisten von Jesus erzählen, dann tun sie dies – so weiß ich – um ihre Theologie, um ihren persönlichen Glauben in diesen Geschichten zum Ausdruck zu bringen. Und so sind auch die mündlichen Überlieferungen über meine Eltern keine Aussagen über sie, wie sie wirklich waren, sondern darüber, wie sie von den jeweiligen Erzählern jeweils subjektiv erlebt worden sind, wie sie sie verklärt und idealisiert haben und wie sie sie sehen wollten, sorgfältig gepflegte Bilder,

zum Beispiel: „Immer wenn ich den großen Wagen am Himmel sehe, wird mir ganz warm ums Herz.“ Oder: „Weißt du, in einer dunklen Nacht damals war ich allein unterwegs, da haben sich die Wolken plötzlich verzogen und das Licht des Polarsterns hat mir meinen dunklen Weg hell erleuchtet.“ Auf diesem Hintergrund sind meine Möglichkeiten, auf rationale Spurensuche zu gehen, stark begrenzt; was mir bleibt, ist, den spärlichen Spuren meiner Eltern mit dem Herzen zu folgen, nicht nur Astronomie zu betreiben, sondern mir selbst auch Sternenschau zu gönnen und zuzumuten.

Wenn ich mich im Bewusstsein derart begrenzter Erkenntnismöglichkeiten dennoch anschicke, diesen verwehten und immer mehr verwehenden Spuren weiter nachzugehen, dann tue ich dies in erster Linie für mich selbst: vordergründig natürlich, um mir der spärlichen Reste früh abgeschnittener Wurzeln noch etwas bewusster zu werden.

Aber dahinter liegt noch mehr: Ich tue das sicher auch für mich, um das ohnmächtige Ausgeliefertsein, das den Anfang meines Lebens geprägt hat, ein wenig zu relativieren, um die mir zugefügten frühen Abschiede doch vielleicht noch mehr innerlich nachvollziehen, sie zumindest ein wenig zu meinen eigenen Abschieden machen zu können: Zum Beispiel spüre ich immer noch eine geheime Scheu, meinen Vater, dessen letztes Lebenszeichen seine Feldpostkarte vom 28. Februar 1945 ist und der danach als „vermisst“ bezeichnet wurde, wirklich für tot zu halten, und ich erinnere mich noch sehr gut an meine natürlich damals nicht geäußerte Empörung, die mich überfiel, als ich irgendwann davon erfuhr, dass meine Großeltern ihn 1955 hatten für tot erklären lassen, damit ich eine Waisenrente bekommen konnte. Ihn für mich innerlich wirklich für tot zu

halten oder ihn äußerlich für tot zu erklären, würde für mich noch immer auch ein wenig bedeuten, ihn zu verraten und mich an seinem endgültigen Tod mit schuldig zu machen. Vielleicht gelingt es mir auf dieser Spurensuche, mich etwas mehr auch von ihm zu verabschieden, ihm eine Art Grabstein zu setzen, der diesen Abschied für mich symbolisieren kann, ähnlich wie meine späten Besuche am Grab meiner Mutter in Pirna dazu beigetragen haben, dass ihr Tod mir etwas weniger abstrakt werden konnte.

Die hier versuchte Annäherung an meine Eltern kann mir darüber hinaus vielleicht dazu verhelfen, dass ich bei der Last, mit der wir alle in den grausamen Kriegsjahren beladen worden sind, innerlich besser zu unterscheiden lerne zwischen meiner Last und der meiner Eltern. Wenn ich mir zum Beispiel meine immer wiederkehrende oben beschriebene Reaktion auf das anlässlich meiner Taufe gemachte Foto vergegenwärtige, so vermute ich, dass sich in meiner Reaktion meine eigene Trauer vermischt mit den wahrscheinlich zu schrecklichen und deshalb ungelebten Gefühlen meiner Eltern, und dass ich dann auch ihre Tränen weine. Und ich hoffe, irgendwann – und vielleicht auch mit Hilfe dieser Spurensuche – ihnen ihre Trauer innerlich zurückgeben und bei meiner eigenen Trauer bleiben zu können.

Ich unternehme diese Spurensuche aber auch für meine Kinder, denn ich weiß: Je mehr Zeit ins Land geht, je weniger Zeitzeugen noch am Leben sind, Menschen, die meine Eltern noch persönlich erlebt haben, desto schwieriger und unmöglicher wird jede Spurensuche, desto spärlicher werden dementsprechend auch die Möglichkeiten meiner Kinder, sich auf diesen Teil ihrer Wurzeln zu besinnen.

Und schließlich kann ich hoffen, dass diese Art mei-

ner persönlichen Astronomie und Sternenschau, meine intensive rationale und emotionale Beschäftigung mit meinen in den Zweiten Weltkrieg hineinragenden Wurzeln auch eine politische Dimension haben kann. In diesem Zusammenhang erscheint es mir wichtig, zwar vor allem den Spuren meiner Eltern zu folgen, aber zugleich auch diesen Fluss immer wieder zu unterbrechen und meinen Abstand zu den Sternen dafür zu nutzen, die Aufmerksamkeit auch auf Gestirne um sie herum zu richten und mich der Perspektive der „anderen“ anzunähern; Grenzen zu überschreiten, die für die meisten Menschen damals unüberwindlich gewesen sind; Mitgefühl zu entwickeln auch für die Menschen, die damals als Feinde und Unmenschen abgestempelt worden sind: die Franzosen, die Griechen und Ukrainer zum Beispiel, aber auch die verfolgten Juden, die Zwangsarbeiter und Euthanasieopfer. Vielleicht kann eine solche Annäherung an das alltägliche Grauen des Krieges ein wenn auch bescheidener Beitrag dazu sein, dass sich Menschen etwas weniger solch unfassbares Leid zufügen.